

Etwas über die Volksfeste in Unterwalden

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **3 (1862)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007808>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Etwas über die Volksfeste in Unterwalden.

Eines meiner liebsten Stücklein Hausrath ist mir meine alte Schwarzwälderuhr. Sie hat schon meinem Vater selig gezeigt, wie spät es ist und ihn oft am Morgen vor Tag geweckt, wenn er zur Arbeit wollte, um sich und uns ein ehrlich Stück Brod zu verdienen. Ohne Prunk und Glanz macht sie täglich zweimal ihre Runde und ist sie herum, so fängt sie unverdrossen von vornen wieder an, wie's einer guten Uhr wohl ansteht. Sie kehrt sich wenig um Wind und Wetter und ist Hitz und Kälte längst gewohnt, In ihrem Dienst steht ein harmloser „Gugger“, so alt, wie die Uhr selber; der ruft die Stunden Tag und Nacht, kein Nachtwächter so prompt und akurat. Doch wie Alles auf der Welt gebrechlich und mangelhaft ist, so auch meine gute Schwarzwälderin. Von Zeit zu Zeit kommt sie aus dem Geleise. Da geht sie dann bald vor, bald hinten, zeigt anders und schlägt anders, der „Gugger“ „gugget“ falsch, der Wecker macht allerhand Streiche und ist Schuld, daß ich die Frühmesse verschlafe, der „Plamper“ knurrt und seufzt bei jedem Schritt, als thät's ihm weh und endlich steht Alles still und ist um alle Welt nicht mehr in Gang zu bringen. Da muß nun der Zeitdoktor auf den Platz. Ein Meister in der Kunst merkt er bald, wo's fehlt; es fehlt am Oel und Staub, nämlich des einen hat sie zu wenig, des andern zu viel. Kunst- und regelrecht legt er sie auseinander, pukt Stück für Stück ab vom vieljährigen Staub und Rost und Spinnweben und tränkt und stärkt das müde Werk mit einem allerfeinsten Extra-Oel. Und sieh! noch ist die Sonne nicht untergegangen, so hängt mein liebes altes „Zeit“ wie neugeschaffen wieder an der Wand und der Zeitdoktor kann nicht genug sagen, was für ein gutes „Zeit“ ich habe, wenn ich es alljährlich einmal einem rechten Meister unter die Hände gebe. Und er muß wohl recht haben. Denn seit die Uhr wieder einmal aus dem alten Staub und Rost herausgekommen und eine angemessene Portion gutes Oel erhalten hat, da geht sie wieder, s'ist ein' Freud, ohne Knurren und Seufzen, nicht zu früh und nicht zu spät und „Gugger“ und Wecker thun wieder regelhaft, was ihres Amtes ist von Altersher.

Über um's Himmelswillen! was hat wohl eine alte Schwarzwälderin mit unsern Volks-

festen zu thun? Die ist wohl zu altfränkisch in einer Zeit, wo Jeder seine Cylinder- oder Ankeruhr an goldner oder silberner Kette trägt! Nur einen Augenblick Geduld! Ich wollte eben sagen, wie eine Uhr von Zeit zu Zeit aus dem alten Staub herausgenommen, von Rost und Unrath gesäubert und wieder einmal mit frischem Oel gleichsam genährt und gestärkt und die Zapfen vor zu starkem Reiben und Auslaufen gesichert werden müssen, ebenso hat's auch der Mensch mehr oder weniger vonnöthen, hie und da aus seinem Alltagsleben herauszutreten, um durch etwelche Abwechslung in geistigem und leiblichem Genuß geistig und leiblich neu belebt, neu gestärkt zu werden. Für das sind die Volksfeste erfunden worden. Ein Volksfest will wieder einmal den Handwerker aus seiner Werkstätte, den Hirten von seiner Heerde, den Senn aus seiner Hütte, den Bauer von seinen Feldern, den Kauf- und Gewerbsmann aus seiner Schreibstube, den Staatsmann von seinen Geschäften, den Geistlichen von seinen Büchern, sogar den Armen aus dem Hause seiner beständigen Sorgen und alltäglichen Kammers, kurz Jeden aus seinem gewohnten Geschäftskreis und seiner einseitigen Umgebung und überhaupt aus dem Staub des Alltagslebens für einige Stunden hinwegführen, um ihn durch Abwechslung und erlaubten Genuß körperlich gestärkt, geistig erneuert, erheitert und ermuthigt, überhaupt an Leib und Seele neu belebt wieder in seinen Kreis, in sein gewohntes Berufsleben zurückzuführen. Eine besondere Seite der Volksfeste, wodurch eben dieser Hauptzweck gefördert werden will, ist das gesellschaftliche Leben. Die Abwechslung im Umgang kann einen sehr wohlthätigen Einfluß auf uns haben. Wer nie von seiner Hobelbank oder von seinen Büchern oder überhaupt aus seinem gewohnten Lustkreis wekommt, der wird sauer, menschenscheu und griesgramig und schaut die Leute oft für ganz anders an, als sie wirklich sind. Hingegen bei einem Volksfest, da kommt man zusammen, lernt einander kennen, kann gegenseitig seine Ansichten austauschen, alte Freundschaften erneuern, neue anknüpfen und einander ermuntern und erbauen und manch alten Sauerteig von Uebelmögen und Uebeln ausfegen. Da haben der Hans Kasper und der Meß einander schon lang auf der

„Mugg“ von wegen der Melf seinen Heustock, den vor'm Jahr der Hans Kasper gekauft hatte, heuer einem Andern verkaufte. Sie hassen einander nicht gerade, aber doch reden sie nicht miteinander, gehen einander aus dem Wege, und hat einer zu heuen, und es will regnen, so laufen sie einander nicht zu Hülff und der Hans Kasper, wenn's ihm in's Heu regnet, kann es um so besser verschmerzen, weil's auch dem Melf sein Heu verregnet hat. So haben sie es schon bald ein Jahr. Nun ist die Uelperfilwi und Alles ist auter Dinge und der Melf sitzt vergnügt bei seinem bescheidenen Schöppli bei der Krone. Jetzt kommt der Hans Kasper; fast alle Tische sind wohl besetzt und um einen ordentlichen Platz zu bekommen, muß er ganz nahe beim Melf vorbei, aber thut, als säh' er ihn nicht. Dem Melf ist's im Grund nicht recht, daß sie so gegeneinander sind und im Geheimen hätte auch der Hans Kasper lieber mit aller Welt den Frieden, aber es wollte Keiner den Andern anreden. Nach einigem Kampf mit sich selbst nimmt der Melf das Herz in die eine Hand und in die andere das volle Glas und streckt's ihm entgegen. „Hans Kasper thue mer einist B'scheid“ und der Hans Kasper thut ihm B'scheid und der Melf rückt näher mit dem Stuhl an seinen Nebenmann und macht dem Hans Kasper Platz und es kommt ein Wort auf das andere, der Friede ist geschlossen und um Weihnacht herum fährt der Hans Kasper mit seinem Sennten friedlich und fröhlich beim Melf unter das Heu. — Sogar beim Weibervolk hat schon oft ein solches Fest dergleichen Wunder gethan. Zwei Nachbarsfrauen sind hintereinander gekommen, weil ihre Buben in der Schule Streit gehabt. Wir wollen sie Anni und Mili heißen, nämlich die Frauen. Seither haben sie kein freundlich Wort mehr mit einander geredet. Wenn's Anni in's Dorf will, so macht's lieber einen Umweg, daß es nicht bei des Mili's Haus vorbei muß; und s' Mili holt das Wasser aus dem Bach, damit es nicht etwa beim Brunnen mit Jemand von des Anni's oder mit ihm selber zusammenkomme. In der Kirche gehen sie bei Leib nicht in den gleichen Stuhl; und einst unter der Prediat, da machte sich das Anni so breit, als hätt's einen Reifrock an, damit ja des Mili's Anna Rosali, das eben im Gang stand nicht etwa sitzen könne. Wenn der einten Part ein Huhn verdirbt, so hat gewiß die andere demselben Gift gelegt und wenn die Buben der einen in der Schule gestraft werden, so müssen

die Buben der andern Schuld sein; d'rum ging das Mili extra zum Lehrer und verlangte kategorisch, er soll ihren Tonili nicht mehr neben des Anni's Fränzel sitzen lassen, der sei gar ein händelsüchtiger und verlogner Bub; „aber der Apfel fällt nicht weit vom Baum“ und „wüßt thut wüßt“, meinte sie. So wurde die Kluft immer weiter und weiter. Nun kam die „Schützenfilwi. Fataler Weise waren ihre Männer eben Beamtete und mußten mit ihren Frauen beim Essen am gleichen Tische sitzen. Ein Kommandant hat kaum so viele Sorgen, seine Truppen zu placieren, wie diese zwei Frauen, um am Tisch so weit als möglich von einander zu sitzen. Aber alle ihre Vorsicht war umsonst; ja gerade ihre Vorsicht, ihr Wehren und Sperren und Zaudern hatte am Ende zur Folge, daß ihnen kein anderer Platz mehr blieb, als hinter und vor dem Tisch, so daß sie einander senkellgerade in's Gesicht schauen mußten. Anfänglich dachten sie, wenn's nur schon Abend wäre und verwünschten ihren Platz mit sammt der ganzen Schützenfilwi in's Pfefferland. Sie wußten nicht, wie thun und was reden, weil Jede meinte, die andere werde es ihr übel auslegen. Das Anni hätte schon längst gerne einmal geschnupft, aber dann hätte es wegen mindern Merken auch dem Mili eine Prise anerbieten müssen und das hätte es nicht über's Herz gebracht. S' Mili war auch im gleichen Spital krank, aber lieber hätte es den ganzen Tag das Schnupfen gefastet, als daß es dem Anni eine Prise anerbieten wollte. So dauerte der Waffenstillstand fort, bis endlich das „Gesundheittrinken“ anging. Schandenhalber mußten sie auch anstoßen. „Zur Gesundheit! Frau Schützenmeisterin!“ „Gott erhalt euch, Frau Helgenvögtin!“ das war das erste Wort, das sie mit einander redeten und putschten mit den Gläsern an. Und die „Gesundheit“ kam wieder und abermals und wurde für und für etwas ungezwungener und jetzt überwand sich Anna und präsentirte — die erste Prise; die zweite gab bald das Mili und so gab's eine dritte und vierte und fünfte und „hander den Hanf schon auf dem Land?“ und „wie ist euch der Flachs g'rathä?“ und all die Fragen und Antworten, wie sie beim Weibervolk je nach der Jahreszeit der Brauch sind, würzten nun das fröhliche Mahl — und vor es Abend, war Sebastopol gefallen, der Friede abgeschlossen und des andern Tages halfen sie einander wieder heuen und beim Hanfreuten saßen sie gemüthlich beisammen und die Hühner bekamen kein

Gist mehr und die Buben gingen wieder Arm in Arm miteinander in die Schule und die Weiber in der Kirche in den gleichen Stuhl. Solche und ähnliche Fälle, solche Annäherungen und Friedensschlüsse sind gar nicht selten bei Volksfesten. Soll aber ein Volksfest seinen Zweck erreichen, so darf die Leidenschaft dabei keine Rolle spielen. Das Fest soll dem Leibe geben, was ihm wohl thut, aber die Seele darf nicht hungriger Zuschauer sein. Es wäre unbillig, wenn's nur der halbe Mensch und zwar die schlechtere Hälfte, gut hätte und der andere Halbe müßte Fasttag halten. Nein! die Seele, der Geist muß auch seinen Antheil haben; ihm gebührt Erheiterung und Ermuthigung und neues Leben. Alles was man an Speis und Trank herbeigeschafft, ist gleichsam nur das rohe Baumaterial, aus dem erst ein Theil des Festes erstellt werden soll. Läßt man nun den genussüchtigen Leib nach seinem Belieben mit diesem Baumaterial handhieren, so wird nichts Rechtes aus dem Fest. Wird aber dem edlern Theil des Menschen, dem Geiste, der Ehrenplatz eingeräumt, so wird das Fest schon ein besseres Aussehen bekommen, der Leib darf dann keinen Skandal machen und nicht mehr genießen, als ihm wohl thut. Ein Volksfest darf daher nie den Gesetzen und Anforderungen der Religion, der Vernunft, der Sittlichkeit und des Anstandes widerstreiten. Wenn wir also ein Volksfest so haben wollen, daß darunter die Heiligung der Sonn- und Festtage leidet, Sitte und Ehrbarkeit zu kurz kommen und Mäßigkeit und Anstand in Hintergrund gestellt werden, so beweisen wir eben, daß bei uns der Leib der Herr im Hause ist, die Seele aber nur die Magd, ja die arme Sklavin desselben.

Doch jetzt ist es einmal Zeit, daß wir einer kleinenkehr machen und uns unsre Volksfeste ein wenig näher ansehen. Der Kalender muß uns den Weg zeigen. Am 17. Jänner heißt's im Kalender: „Feiertag am Enetbürgen?“ Vor Zeiten und zum Theil noch bis heutigen Tages ist der St. Antonistag so ein kleines Volksfest. Wer auch nur ein Bischen Bauer ist, von Utzellen bis auf Emmetten, von Wiesenberg bis Obbürgen, der geht heute nach St. Antoni, zum Patron der Bauersame und betet da um Glück und Segen für das liebe Vieh. Er findet da Gelegenheit, die hl. Sakramente zu empfangen, einen feierlichen Gottesdienst mit einer passenden Festpredigt und einem musizierten Amt und Nachmittags eine zahlreiche Prozession von

Buochs und schließlich eine erhebende feierliche Vesper. Es liegt etwas Schönes und Erbauliches darin, daß der Bauer sein liebes Vieh unter den Schutz eines Heiligen stellt und noch daran glaubt und den Glauben offen bekennet, daß Glück und Segen von oben kommt. Und der St. Antoni hat sich von Altersher als ein guter Beschützer der Bauersame bewährt; d'rum soll es Keinen reuen und hat sich Keiner zu schämen, einige Stunden zu seiner Verehrung zu opfern! Aber mit Beten allein ist die Sache nicht abgethan; bei der Verehrung ist die Nachfolge die Hauptsache. Man liest zwar nichts von ihm, daß er ein Sennten Vieh gehabt habe; aber wenn er eines gehabt hätte, so hätte er nicht Wasser in die Milch gethan, bei der Milchrechnung nicht das Eins für Zwei gezählt, nicht Vorbruch für Anken verkauft und magern Käse für Halbbeissen. Wäre sein Vieh auf des Nachbars Weid gegangen, so hätte er den Schaden ersetzt, ohne zuerst vor die Vermittler zu gehen und eine franke Kuh hätte er nicht für „gesund und gerecht“ verkauft; blaue Milch hätte er nicht ausgemessen und lieber einen Löffel voll zu viel gegeben, als einen Tropfen zu wenig. In seiner Sorge für das liebe Vieh hätte er seine Seele nicht vergessen und den Spruch des Herrn nicht aus dem Auge verloren: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und das Uebrige wird euch beigegeben werden. Doch kehren wir noch einmal nach St. Antoni zurück. Ist der Gottesdienst vollendet, so hat der Leib auch etwas nöthig und er kann was haben um's Geld und gute Worte. Wenn Weg und Wetter dienen, so gbt's noch Zuzug aus dem Stanzerboden, eine Schlittenpartie von Herren und Bauern in die Wette und friedlich und fröhlich trinkt man ein Glas, auch zwei und noch mehr, je nach Bedürfnis und nach Qualität. Bisweilen hat's auch schon ein Kupfeten abgesetzt, oder man hat Glascherben gemacht und nachher ist man heimgegangen und hat nicht zurück geschaut, ob der St. Antoni Freude daran gehabt oder Leid, daß man ihm einen Besuch gemacht hat. Es spukt halt eben schon die Fastnacht in vielen Köpfen und man will gleich von Anfang des Jahres zeigen, daß der Leib Herr und Meister ist im Hause und die Seele nach seiner Geige tanzen müsse.

Man würde es dem Kalender vermuthlich übel nehmen, wenn er die letzten Fastnachtstage nicht auch unter die Volksfeste zählte. Drum so sei's denn! Um das Volk gegen die man-

nigfaltigen Gefahren dieser Tage zu stärken und dem lieben Gott einen kleinen Ersatz zu leisten für die vielen Beleidigungen, die Ihm in diesen Tagen unstreitig zugefügt werden, biethet die Kirche dem frommen Sinn der Gläubigen etwas mehr, als an andern Tagen. An den meisten Orten wird an diesen drei letzten Tagen der Fastnacht während dem Gottesdienst und theilweise schon vorher das Allerheiligste ausgekehrt. Und man muß es anerkennen, Mancher und Manche, die sonst an Werktagen nicht zur Kirche kommen, geben diese Tage Gott die Ehre und lassen sich in die Kirche gehen. Kleidung und Haltung lassen nicht unkenntlich merken, daß heute so eine Art Feiertag ist und wenn er auch nicht roth im Kalender steht. Ist der Gottesdienst vollendet und auf den Gräbern geweiht, so heißt es: „Seht tröst' Gott die lieben Seelen; Syger mach uf!“ Was dann weiter kommt, das braucht der Kalender nicht zu sagen. Wir wollen sie unterdessen machen lassen und dem Leser einen sonderbaren Traum erzählen der vor mehreren Jahren im „Katholik“ zu lesen war mit der Aufschrift: „Der Traum am Aschen-Mittwoch.“

„Noch war die Fastnacht ~~nicht~~ in vollem Gang und überall waren die Wirthshäuser von unten bis oben beleuchtet und andre Häuser auch; viel Volk tummelte sich unter Zabel und Geschrei auf der Straße herum und in den Kneipen; und Sang und Klang und Musikton und der wilden Tänzer Gevölker schlug unsanft an meine Ohren. Und der Menschen treuer Freund, der gute Schlaf, der uns in leidensvoller Stunde so sehr willkommen ist, ward leichtfertig von der Thür gewiesen. Zu mir kam er auch und fragte, ob er wohl bei mir übernachten bleiben könne. Ich erbarmte mich über ihn, oder vielmehr, er erbarmte sich über mich; ich legte mich nieder zur Ruhe und der liebe Schlaf drückte mir bald und sanft die Augen zu. Mein Geist aber konnte nicht schlafen; und da er sah, daß ich so steinfest eingeschlafen, wie Mancher am Sonntag unter der Predigt oder Christenlehre, so ward's ihm zu langweilig bei mir und er ging ganz sachte und leise, daß ich es nicht wahrte, hinaus und machte, als wär er Nachtwächter geworden, im Dorf herum die Runde. Und lange war er weg, bis die Betglocke ihn ermahnte wieder heimzukehren. Und als er kam da nahm er gleich das Wort und erzählte mir die er erlebt, und was er gesehen und gehört habe: „Mein erster Gang, sprach er, als ich

das Haus verließ war in die Kirche. Sie war nur schwach und matt erleuchtet und Todesstille herrschte in derselben. Und die lieben Engeln umgaben in tiefster Ehrfurcht den hl. Tabernakel und Jesus Christus beklagte sich in inniger Wehmuth über der Menschenkinder eiteln Sinn und Undank. Seht! sprach Er, indem Er die Wundmale zeigte an Händen und Füßen, seht, was es Mich gekostet, die Seelen zu erkaufen, und ach! wie wenig achten so Viele ihre Seele! Um eine kurze Freude, um ein vergänglich Gut verkaufen sie dieselbe. Besonders in diesen Stunden des Muthwillens und der Eitelkeit verlieren wohl Unzählige ihre kostbare Seele durch Streit und Zank, durch Unmäßigkeit und Stolz, durch Fluchen und Unlauterkeit.“ So sprach der Herr, und traurig ging ich weiter. Raum war ich auf der Gasse, so vernahm ich ein Geschrei, als wär' die Höllenspforte aufgegangen und das Gebrühl der bösen Geister an mein Ohr gekommen. Ich faßte Muth und als ich näher kam, da war es eine Rote Betrunkener, die unter gräßlichen Flüchen, die dem Teufel aus seinem Wörterbuch entlehnt waren, auf einander schlugen mit Stock und Steinen, daß Blut den Boden färbte. Ich entfernte mich über Hals und Kopf und begab mich in's Theater. Nicht gar verschämte Reden und Kleidung, verschmähte Liebe, Mord und Tod, und obendrauf eine Hochzeit, das war Alles, was ich sah, und die Leute klatschten auf den Händen; ich aber sehnte mich nach freier Luft und begab mich wieder auf die Straße. Ein neuer Miston zog mich zu einem nahestehenden Hause. Den Vogel kennt man sonst am Pfeifen; aber diese Stimme wußte ich wahrlich nicht, in welche Klasse des Thierreiches sie gehöre. Zu meinem großen Leidwesen mußte ich aber bald erfahren, daß es leider Menschen waren, die vergessend, daß sie Menschen sind, die edle Gottesgabe, die Sprache in ein wildes Brüllen und Thiergeschrei verkehrten. Einige junge Laugenichtse standen auf der Hausmauer und, das Gesicht mit einem Sacktuch verschleiert, unterhielten sie zu den Fenstern hinein die Leute mit Pöffen, an denen die Dummheit noch das Allerbeste war. Als einst, wie die hl. Schrift erzählt, der Esel Balaam's redete, fürwahr! er sprach gescheidter als diese Buben da, und wenn die Schweine reden könnten, sie würden akkurat eine solche Sprache führen. Und drinnen saßen die Töchter wohlveranügt und wurden nicht roth ob dem Gerede. Mit Unwillen suchte ich das

Weite, da klorrte es in einem Hause, wo Alles schon in Ruhe war; ein schwerer Stein war eben durch das Fenster geflogen — ein großes Glück, daß er das gute Kindlein nicht traf, das ruhig in der Wiege schlief. Ein neuer Lärm erschreckte mich und als ich eiligst ihn verfolgte, da war's der Hülfseruf eines braven Mädchens, das für seine kranke Mutter zum Doktor gelaufen war. Drei wilde Nachtschwärmer hielten es gefangen. Sein Engel schützte es und holte schnell den Nachtwächter herbei, der, ein braver Mann, es erlöste. Das sind Trauerscenen, das! dachte ich, und eine Schande für ein Christenvolk, das unter dem Titel von Fastnachtsfreuden wie Heiden sich geberdet. Jetzt eilte ich dem „Ochsen“ zu. Da war ein ächter Höllenslärm. Der Teufel saß wohlvergnügt in einem Winkel und las zum Zeitvertreib die alten Tagesatzungsreden über Ausweisung der Jesuiten und den Beschluß des Großen Rathes von Luzern über Aufhebung des St. Urbaner-Klosters. Auch andere Schriften, ein großes Pack, guckte ihm aus der Tasche; ich weiß nicht sicher, was es war, doch glaube ich, es sei etwas gewesen über die gemischten Ehen, eine Abhandlung eines aargauischen Oberst-Schulmeisters über das Kirchenrecht. Ein behagliches Lachen spielte um seine beschnauzten Mundwinkel und er sprach zu den sieben Todsünden, die ihm mitunter eine Seele gefangen und gebunden brachten: „So wär' es schön, Teufel zu sein, wenn es immer so ginge.“ Indessen war die heilige Fastenzeit schon mehr als eine Stunde angebrochen, aber beim „Ochsen“ hätt' es kein Mensch gemerkt. In wildem Tanz und Gläserklang ergökte sich das lose Volk und dort an einem Tische saß das Dorfjunkerthum mit aufgeklärter Miene und speiste gemüthlich eine Wurst und spöttelte des „dummen Bauern“, der sich, wenigstens des Fleischverbates eingedenk, mit einer gewaltigen „Käsbrateten“ regalierte. Da sah ich viel und hätt' ich gar den Leuten hinein in Kopf und Herz geschaut und sie hätten es gewußt, daß ich es sehe, sie hätten sich geschämt, wenn anders ihre Schamhaftigkeit nicht allbereits im Weine den Untergang gefunden hatte. Doch Einer ist's, der sie gesehen, durch und durch; aufgezeichnet ist's, was Er sah — und ach! die Leute haben's nicht bedacht. — Ich musterte das Volk vom Jüngsten bis zum Ältesten, vom Kleinsten zu dem Größten. Ich sah da alte Gecken mit grauen Haaren und kupferrother Nase; ein Wein im Grabe thaten sie so geil und wüßt und

die Sünde schaute ihnen zu den Augen aus. Ich sah da Bauernsöhne in verschwenderischem Spiel und Tanz das Geld verprassen, woran der Schweiß des alten Vaters klebte! Und die Töchter waren auch dabei in eitler Pracht und thaten groß mit ihrem Puzze und ihrer Eitelkeit und Niemand hätt' es ihnen angesehen, daß sie das lektjährige Fastnachtskleid noch jetzt in des Krämers schuldig sind. Und dort sitzt er auch noch beim Schoppen in der Nacht um halbe drei und schimpft über die Reichen und die Obrigkeit und wegen der Kirchen- und Schulsteuer, die er seit zwei Jahren noch schuldig ist, der Prahlhans — seine Mutter ist im Armenhaus, der Vater vor Kummer und Elend gestorben. Aber jene Zwei dort unten am Tische? was haben sie? was ist der heftigen Rede Sinn und Grund? — Sie schimpfen über das neue Meßgewand in der Kirche; „das alte wär' noch lange gut gewesen; es sei sonst eine geldlose Zeit und nichts zu verdienen.“ „Anneli! für uns Zwei eine Flasche Putschierten!“ Neben ihnen sitzt ein Aufgeklärter vom neuesten Schlage, er liest nur Komödien und Romane, „Bund“ und „Schweizerbot“; d'rum sieht er auch so verteuft philosophisch aus und ärgert sich, daß er nicht ein Rathsherr ist oder doch Gemeinderath. Ich kam gerade recht, denn eben ballt er seine Faust und schlägt auf seinen Nachbar los, weil er ihm seine Frau nicht zum Tanz geben wollte. Und jetzt ging ein Gezanke los, so roh und ungebildet, daß es mir den Schweiß ausgetrieben hätte, wenn ein Geist schwitzen könnte. Ich mochte nicht länger da verweilen, ich entfernte mich und wollte wieder nach Hause. Da sah ich fern vom Dorfe ein mattes Lichtlein; im Augenblick war ich dort; ich ging hinein in eine arme Wohnung; da saß eine Mutter von sieben Kindern matt und schwach an der Wiege des Kleinsten; sie hatte den Hunger im Leibe und die guten Kinder auch und obendrein den Teufel im Hause; denn polternd stand ihr Mann vor ihr und fluchte, daß es ein Grausen war; er kam eben vom „Ochsen“ her und hatte all sein Geld und sein Bißchen Verstand hinabgespült. Ich dachte, es werde noch manche solche Mutter geben und solche Kinder, wenn man es wüßte und machte mich traurig wieder auf den Weg. Derselbe führte mich an einem Hause vorbei, in welches so eben die Tochter, von ihrem Tänzer begleitet, aus dem Wirthshaus heimgekehrt war. Sie hatten Beide etwas mehr Wein im Kopfe, als Jugend im Herzen.

Ich ging, so schnell ich konnte, wieder weiter und dachte: Nun! die Geistlichen haben doch recht, daß sie gegen das Tanzen sind und nächtliche Zusammenkünfte. Auf dem Heimwege begegnete ich noch vielen solchen jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die jedenfalls froh waren, daß sie, wie sie meinten, Niemand sah. Wär' ich noch länger herumgefahren, so hätte ich ohne Zweifel noch manchen vollen Kopf und leeren Geldbeutel, manches saure Gesicht und bittere Gewissen, manches gebrochene Fenster und zer Schlagene Glieder und in des „Ochsenwirths“ Rechnungsbuch manchen „Konto von heuer und vom letzten Jahre her angetroffen.“ So referierte mein Geist; der Siegrist aber zog die Betglocke und ich — erwachte und war von Herzen froh, daß es nur ein Traum gewesen.

Doch jetzt genug von der Fastnacht. Das graue Pulver, das es am Aschermittwoch auf die Köpfe der Katholiken schneit, hat den Volksfesten ein wenig „Halt“ und „Rechts reicht euch“ geboten. Die Nachwehen der Fastnacht am ersten Fastensonntag empfinden selbst, daß sie keine gültige Aufenthaltskarte mehr haben; sie werden meistens so bei Nacht da und dort in eine Schenkstube eingeschleppt oder flüchten sich in einzelne Bauernhäuser hinaus, wo gerade zwei, drei Mädchen mit neuen Tänzen und jungen Buben in naher Bekanntschaft stehen. Die Fastenzeit verbreitet sonst einen wohlthätigen Ernst, wo man ihr noch ein williges Ohr gönnt. Der Gottesdienst wird auch an Werktagen fleißiger besucht, die Fastenpredigten wecken auf und mahnen an Tod und Ewigkeit und an die hl. Osterbeicht. So rückt die große Woche heran, wo die Glocken schweigen und die hl. Gräber in feierlichem Dunkel an das unendliche Schlachtopfer erinnern, das für die Sünden der ganzen Welt auf Golgatha verblutete. Aus dem Kindesalter ausgetreten, mit den vergänglichen Lüsten und Freuden bekannt geworden, empfindet Jeder, daß er auch an der Dornenkrone geflochten, an den Ruthen gebunden oder an dem Kreuzesholz seinen Antheil gezimmert habe. Es kommt einem wieder lebhaft vor, wie man vor vielen Jahren um diese Zeit die erste hl. Beicht verrichtet, wie die Mutter selig uns geholfen das Gewissen erforschen und die Reu und Leid erwecken, wie es uns bang und Angst gewesen, daß wir ja nichts vergessen; wie dann die Mutter mit uns zum Hrn. Pfarrer selig oder zum Hrn. Caplan in's Haus gegangen; in dem Nebenstüblein auf dem kleinen Knieschemmel ist's

gewesen, vor einem Cruzifix, wo das erstemal das sacramentalische Sündenbekenntniß über unsre Lippen gegangen und wo uns durch die hl. Losprechung seliger Friede und himmlischer Trost zu Theil geworden. Warum ist uns vor der Beicht nicht mehr so bang und nach ihr nicht mehr so leicht und so wohl? Solche und ähnliche Erinnerungen sind nicht selten im Stande, unser Gewissen ein wenig aufzuwecken, daß man wieder einmal einen Anlauf nimmt, um aus dem Sündengrabe aufzustehen und mit Christus und allen guten Menschen ein freudiges Osterfest zu feiern. Mancher geht recht ernstlich in sein neu erwachtes Gewissen und läßt nicht ab und wenn er auch drei bis vier Stunden nüchtern anstehen muß, bis er seine Osterbeicht ablegen, den alten Fastnachtsrost und noch ältern Staub ausfegen und wieder einmal beruhigt und wohlgetröstet heimgehen kann. Aber nicht lange, so wird gar mancher gefasste Vorsatz auf eine harte Probe gestellt; denn eben ist schon wieder so eine Art Volksfest in der allernächsten Nähe und wird für Manchen wieder zur nächsten Gelegenheit, vor welcher die Geistlichen so ernstlich, aber bei Vielen umsonst warnen. Am Donnerstag nach Ostern ist der Stanzermarkt, wo viel Volk von Berg und Thal zusammenströmt. Irgend eine Ursache, um an den Markt zu müssen, findet einer und eine bald. Man muß gar nicht reden von dem wichtigen Geschäft, eine Schaufel, oder zwei Heuseiler, eine Sichel oder ein halbes Duzend Mägen zu kaufen; warum sollte einer nicht selbst einen Wehstein auslesen, da er's allemal so gut trifft, oder für drei Baken Holzschuhnägel holen, oder ein Gikisell feil haben, oder ein Paar Eschiferng'fässi kaufen dürfen? Und 's Fränzi muß absolut fünf Loth Fischbein haben, und 's Trini sieben Bierlig Fransen und 's Anni einen neuen Reif in den neuen Rock und 's Kathribabi ein rothes Band auf einen Sommerhut. Das sind Alles Sachen, die man doch gewiß nicht einem Andern überlassen kann, sondern selber z'Märcht muß. So ist's ungefähr auch dem Hans Peter ergangen. Er hatte die Fasten hindurch fleißig gearbeitet, ist seit Mittefasten keinen Abend ausgeblieben, hat sich mit dem Balz von wegen dem Hägglen und Fingerdrehen gütlich abgefunden und seine Gehorsami schon am Palmsonntag recht aufrichtig und ernsthaft verrichtet und die ganze Charwoche keinen Tabak geraucht, kurz einen guten Anfang gemacht. Auf den Markt, meinte er aber doch, sollte er schier, er

könne dann gerade ein Steinfäß kaufen und einen Schienhut probieren. Den Bart abgehauen und ein paar Fünffränkler im Sack macht er sich auf den Weg. Wie er nun um den Schienhut eins geworden und so noch ein wenig auf dem Markt herumschlendert, schreit ihn ein kleines Krämerlein gar mörderlich an: „Beim Sapperment! muß ich denn gar nichts lösen heut? Se du, klastertlanger Donnerwetter! bist Anfangs groß genug, hast wohl irgend ein „Meitschi“, dem du was kramen solltest; da hast Fingerring, gib dir's vergeben, wenn 'd auf dem ganzen Märt schönere find'st, Ohrenplamper, s'ist en Pracht, Braselett, Steckgusen, goldene Kreuzlein, solider nützt nüt.“ Hab' kein Geld für solche Sachen, meinte unser Hans Peter. „Se nun“, entgegnete der Krämer, „du bist aber ein dummer Ländermigi du, wenn du auf meinem Stand nicht was siehst, das dich, meiner Seel, zu einem bodenglücklichen Bursch machen kann. Hätt' ich deine rothen Backen und breiten Schultern und was ich da auf meinem Ständli hab, ich wollt' den Kaiser Napoleon nur auslachen.“ Scho schon, sagte der Hans Peter, es scheint, deine Künsten haben dir noch nicht viel ausgetragen, sonst hätte dir deine Ehräze den Tschoppen nicht so abgefegt. Der Krämer gab's aber noch nicht verspielt. „Wenn du ein Esel bleiben willst“, meinte er, „so hast du d'Wähli; aber schau, wär ich so ein junger, sauberer Kerl, wie du, Gott soll mi strosen, wenn ich nit auslesen wollt' im ganzen Land.“ So flattirte das Krämerlein dem Hans Peter und rühmt ihm, wie er im ganzen Argäu noch keinen so tollen Burschen angetroffen, wie er, es thät ihm in der Seele weh, wenn ein solcher Mensch nicht einst zu einem Glück kommen sollte. Geld hätt' ich eigentlich, denkt jetzt der Hans Peter, und Freud hätt's Trini eigentlich auch, selb ist wahr. „Wie theuer denn ein Duzend von diesen gedruckten Brieflein dort mit den Vergißmeinnicht und den goldenen Herzen“, fragt er endlich. „Verlier zwar mein eigen Geld darauf, aber um ein Fränkli könnt ihr's haben“, entgegnete der Krämer. Der Hans Peter bietet vier Baken und der Krämer wickelt's ihm zusammen und wirft's ihm her, weil es ihm doch sehr daran gelegen sei, ihn glücklich zu machen. — Und gegen zwei Uhr Nachmittags treffen der Hans Peter und s'Trini, der Seppmigi und s'Mili grad wie abgeredet beim Kronenegg zusammen und Alle hatten noch nichts z'Abend g'ha. Was war da anders zu machen,

als über die Stiegen hinauf, an einen Tisch zu sitzen und eine Maaß Rothen zu befehlen. Der Hans Peter langte ein Zigarrenfutter aus der Tasche hervor, um eine anzuzünden; da fällt ihm fataler Weise unvermerkt ein Papier auf den Boden, die Meitli haben's flugs auf gelesen und ohne das Postgeheimniß zu verlegen, aufgemacht und unter dem Tische durch einander mitgetheilt. Es waren eben die heillos schönen Bersli in Blumenkränzen und dann noch ein leerer Raum, um einen Namen hineinzuschreiben. Armer Hans Peter, was mußte er jetzt Alles leiden? denn jetzt begann das Witzlen und Späklen: der Hans Peter wolle glaub' Waldbruder werden; im Fasten, wie man höre, hab' er's schon ordentlich weit gebracht und das einsame Leben, scheint's, mache ihm nicht mehr viel; er gebe, bigopp, ein propperer Bruder Felix ab; das hätte man in der Fastnacht noch nicht gedacht, aber er werde meinen, es sei jetzt einmal Zeit, Buße zu thun; es nehme sie Wunder, wann und wo er eingekleidet werde, da wollten sie doch auch dabei sein; da würde er ihnen doch auch ein's von den frommen Helgeli geben, die er glaub' heute schon gekauft habe zum Austheilen; sie wollen ihm dann auch ihre Bätthi zu fassen geben und wenn's ihm nicht zu gering sei, sich mit Häftlimachen abzugeben, dieselben von Niemand anders als von ihm nehmen. Solches und Aehnliches mußte er ohne Zahl hören und er konnte sagen, was er wollte, seine Brieflein waren nun schon an ihre Bestimmung gelangt und der Hans Peter war gefangen und wußte zu seiner Vertheidigung nichts Besseres zu thun, als noch ein paar Flaschen vom Bessern zu befehlen. Tags heim, an einem Markt, das sei doch auch zu früh, meinten die Kameraden, und wenn sie so auf dem Geld sitzen wollten, so hätten sie daheim bleiben können; zum Hirten und Melchen kämen sie jetzt doch zu spät. Sie wollen jetzt noch ein wenig zum „Engel“ und dann nehmen sie ein Fuhrwerk und fahren mit einander heim. Der Hans Peter hatte sonst daheim gesagt, er komme jedenfalls Tags heim; aber etwa eine Stunde früher oder später heim, das sei ihm am Ende gleich, es sei nicht alle Tage Markt; d'rum halte er mit und gehe, wo sie wollen. Und in der Nacht um Zwölfe, da fuhr ein Zweispänner vor's Trini's Haus und um Bethglocke herum hätte man den Hans Peter um ein Halb Duzend Fünffränkler leichter!, aber im Kopf und im Gewissen um so schwerer aus demselben heraus

kommen und trüben Sinnes nach Hause gehen gesehen. So ging der Markt zu Ende und mit ihm all die guten Vorsätze, die der Hans Peter zu Ostern gemacht hatte. Den neuen Schienhut abgerechnet, war er fortan wieder der Alte, ein leichtsinniger Tropf, wie's noch Viele gibt und wenn sie auch nicht gerade Hans Peter heißen. Wir wollen ihm nicht die Schande anthun und sein trauriges Schicksal im Kalender ausposaunen. Es ging ihm schlecht; vor seiner Hochzeit mit dem Trini kam er in böses Gerede,

Vater und Mutter waren zum Höchsten unzufrieden; das gute Einverständniß mit seiner Frau hatte er bald überlebt, das versprochene Glück vom Krämer wollte nie kommen, und es hat allen Anschein, es werden auch die Kinder in's Vaters Fußstapfen treten, und ihm das Leben verbittern, wie er es auch seinem Vater verbittert hat. — Hiemit schließen wir für heuer unsre Volksfeste; über's Jahr, wenn wir's Leben haben, gehen wir dann mit einander an die Landesgemeinde und an die übrigen Volksfeste.

Die zwei ersten Stifterinnen des löbl. Frauenklosters St. Klara in Stans.

(Aus dem Todtenbuche des Klosters.)

Hornung.

„Anno 1669 den 9. dieß ist unsere liebe erste Mutter und Anfängerin, Schwester Maria Klara Gut von Stans gestorben, 91 Jahr ihres Alters. Ihre erste Profession hat sie gethan in der Pfarrkirche zu Stans Anno 1617 in die Hände Ihro hochfürstlichen Gnaden Herrn Nuntio Apostolico, in Beisein der ehrwürdigen Frau Mutter und Schwestern von Luzern. Hernach 1622 ist sie die erste Frau Mutter des Klosters erwählt, hat wohl und löblich regiert. Unter ihr ist viel am Kloster und die Kirche mehrentheils erbauet worden. Hat viele Steuern erbettelt, keine Mühe noch Arbeit bis in ihr hohes Alter gespart zum Guten des Klosters. Nach 50 Jahren, so sie im hl. Orden gelebt, hat sie mit großer Begierd wiederum öffentlich solemnisch ihre hl. Profession erneuert in die

Hände des Hochw. Hrn. Prälaten von Muri. Anno 1667 an unser lieben Frauen Aufopferung, hinach sich mehr des hl. Gebetes und Stillschweigen beflissen, starbe endlich seliglich. Gott geb ihr den ewigen Frieden.“

März.

„Anno 1664 den 18. März ist verhoffentlich in Gott selig gestorben unsere liebe Mitschwester Maria Agnes Gut von Stans, eine leibliche Schwester der würdigen Mutter Schwester Maria Klara und Mitanfängerin des Klosters. Haben miteinander Profesß gethan. Sie hat in fremden Landen viel gute Geldsteuer an Klosterbau erworben, und nachdem in vieler Mühe und Arbeit, Hunger und Mangel ihr Leben zugebracht, bis in das 84. Jahr ihres Alters.“

Die heilige Ida.

(Legende von Alban Stolz.)

Es sind schon über 600 Jahre, daß auf der Burg Toggenburg der Graf Heinrich mit seiner Gemahlin Ida in bester Ehe lebte. Er hatte ihr bei der Vermählung einen ganz besonders kostbaren Ring von arabischem Gold, mit einem Edelstein geziert, geschenkt. Da sie nun einmal an einem schönen Tage ihre Kleider und ihren

Schmuck lüftete, und an die Sonne legte, war auch der Ehering bei diesen Kleinodien. Nun ereignete sich sonderbarer Weise, daß ohne Wissen der Gräfin ein Rabe den schimmernden Ring mit dem Schnabel ergriff (wie denn diese Vögel glänzende Dinge lieben) und in sein Nest trug. Die Gräfin mag viel gesucht haben